

Zeitschrift: Zoom : Zeitschrift für Film
Herausgeber: Katholischer Mediendienst ; Evangelischer Mediendienst
Band: 36 (1984)
Heft: 19

Rubrik: TV/Radio-kritisch

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 12.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

also, leider. Das Philosophieren wird so zur blossen Spielerei.

Dass der Film dennoch zeitweise recht unterhaltsam ist, verdankt er der technisch hervorragenden Inszenierung und den liebevoll gezeichneten, skurrilen Nebenfiguren und hier in erster Linie der Figur des Variétébesitzers, der in seinem eigenen Programm als Transvestit auftritt. Hin- und hergerissen zwischen Realität und Illusion, weil er immer unter einem Frauennamen sich selber inszeniert und niemand im Publikum ahnt, dass sich hinter der dicken, komischen Sängerin ein Mann verbirgt. Der Transvestit wartet auf den Tag, an dem das Publikum dies selber realisiert, doch das Publikum lebt

ganz in der Illusion, die man ihm allabendlich vorsetzt. Als der Variétébesitzer seine Hülle fallen lässt und sich als Mann zu erkennen gibt, buht ihn das Publikum aus: Die Illusion ist zerstört, und die Wahrheit ist auch bloss eine Illusion. Was die Hauptgeschichte mit der verschwundenen Frau des Illusionisten nicht vermag, gelingt hier vorzüglich – die kleine Geschichte um den Transvestiten berührt einen, sie stimmt nachdenklich, kann Auslöser sein zum Philosophieren. Schade ist nur, dass man sich durch ein ziemlich wirres Dickicht durchschlagen muss, um die Qualität des Einfachen zu entdecken.

Roger Graf

TV/RADIO-KRITISCH

Geschichte in Erlebnisse und Gefühle umgewandelt

Zur Fernsehserie «Heimat. Eine Chronik in elf Teilen» von Edgar Reitz in der ARD

1979 begann Edgar Reitz nicht nur mit seiner «Heimat»-Arbeit, sondern er stellte auch unter dem Titel «Unabhängiger Film nach Holocaust?» Überlegungen an, die für «Heimat» von grundsätzlicher Bedeutung sind: «Der Unterschied, der zwischen einer wahren Szene und einer vom Kommerz dramaturgen auskalkulierten Szene à la «Holocaust» besteht, ist von ähnlicher Art, wie der Unterschied zwischen «Erlebnis» und «Urteil». «Urteile» über Ereignisse kann man *losgelöst* verbreiten, manipulieren, über Schreibtische schieben, verhökern. Erlebnisse hingegen bleiben an die Menschen und ihre Fähigkeit, sich zu erinnern, gebunden, werden falsch oder verfälscht, wenn man lebendige Details daran verschiebt und versucht, ihre Subjektivität und Einmaligkeit in der Darstellung zu eliminieren.» *

1979 zog sich Edgar Reitz zusammen mit seinem Ko-Autor Peter Steinbach nach Woppenroth zurück, im deutschen Hunsrück gelegen, wo Reitz 1932 geboren wurde, wo er die ersten 20 Jahre seines Lebens verbrachte, den er nach dem Abitur 1952 verliess, um in München an der Filmhochschule zu studieren. In seine Heimat zog sich Edgar Reitz zurück, der bis anhin sich weniger durch seine Filme (vgl. Kasten mit Filmografie) einen Namen gemacht hatte denn als Verfechter und Wortführer des Neuen Deutschen Films. Hier im Hunsrück, der 20 Jahre Mittelpunkt seines Kosmos war, wollte Reitz vor Ort das Drehbuch entwickeln, denn die örtlichen Begebenheiten sollten sich nicht nach dem Drehbuch richten, sondern umgekehrt (!): Nicht «losgelöste Ereignisse» wollte er behandeln, sondern gebundene «Erlebnisse». Die Erinnerung wird an den Ort der Ereignisse zurückgeführt, um zu Erlebnissen zu kommen. Die Vergangenheit wurde lebendig, das Drehbuch grösser als geplant. Es schwoll auf zweitausend Seiten an. Ein Jahr nahm

* Zitiert aus dem vor kurzem erschienenen Buch «Liebe zum Kino» von Edgar Reitz, Verlag Köln 78, Köln 1984 (Dieses Buch enthält u. a. auch 80 Seiten aus dem Produktionstagebuch von «Heimat»).

Filmografie Edgar Reitz

Edgar Reitz, geboren 1932 im Hunsrück. Studium Theaterwissenschaft und Kunstgeschichte. Seit 1952 in München lebend. Erste Filmarbeiten 1958–60. Erster Spielfilm 1966, Mitunterzeichner des «Oberhausener Manifests» 1962. Mit Alexander Kluge Gründung des Instituts für Filmgestaltung Ulm, Leitung des Instituts bis 1968. Seit 1965 eigene Filmproduktionsfirma in München.

1958 «Schicksal einer Oper» (Kurzfilm)
 1959 «Baumwolle» (Dokumentarfilm)
 1960 «Krebsforschung I und II» (Medizinische Dokumentarfilme); «Yucatan» (Kurzfilm)
 1961 «Kommunikation» (Kurzfilm); «Post und Technik» (Dokumentarfilm)
 1962 «Geschwindigkeit» (Kurzfilm)
 1963 ca. 50 Werbefilme
 1964–65 «Varia Vision» (Simultan-Projektions-System für 120 bewegliche Leinwände)
 1965 Industriefilme für Insel-Film
 1966 «Die Kinder» (Kurzfilm); «Abschied von gestern» (Mitarbeit und Kamera; Regie: Alexander Kluge)
 1966/67 «Mahlzeiten» (Spielfilm)
 1967 «Fussnoten» (Spielfilm)
 1968 «Uxmal» (unveröffentlichter Spielfilm); «Filmstunde» (Dokumentarfilm)
 1968/69 «Cardillac» (Spielfilm)
 1969/70 «Geschichten vom Kübelkind» (Zy-

klus von 28 Kurzspielfilmen, zusammen mit Ula Stöckl)
 1971 «Kino Zwei» (Fernsehfilm)
 1971/72 «Das goldene Ding» (Spielfilm, zusammen mit Alf Brustellin, Ula Stöckl und Nikos Perakis)
 1973 «Die Reise nach Wien» (Spielfilm)
 1974 «In Gefahr und grösster Not bringt der Mittelweg den Tod» (Spielfilm, zusammen mit Alexander Kluge)
 1975 «Bethanien» (Dokumentarfilm); «Picnic» (Dokumentarfilm); «Wir gehen wohnen» (Kinderfilm); «7 Jahre – 70 Jahre» (Spielfilm, Kamera)
 1976 «Stunde Null» (Spielfilm)
 1978 «Der Schneider von Ulm» (Spielfilm)
 1979 «Susanne tanzt» (unveröffentlichter Kurzfilm)
 1981 «Geschichten aus den Hunsrückdörfern» (Dokumentarfilm)
 1980–84 «Heimat» (Spielfilm)

die «Heimat»-Erinnerungsarbeit in Anspruch.

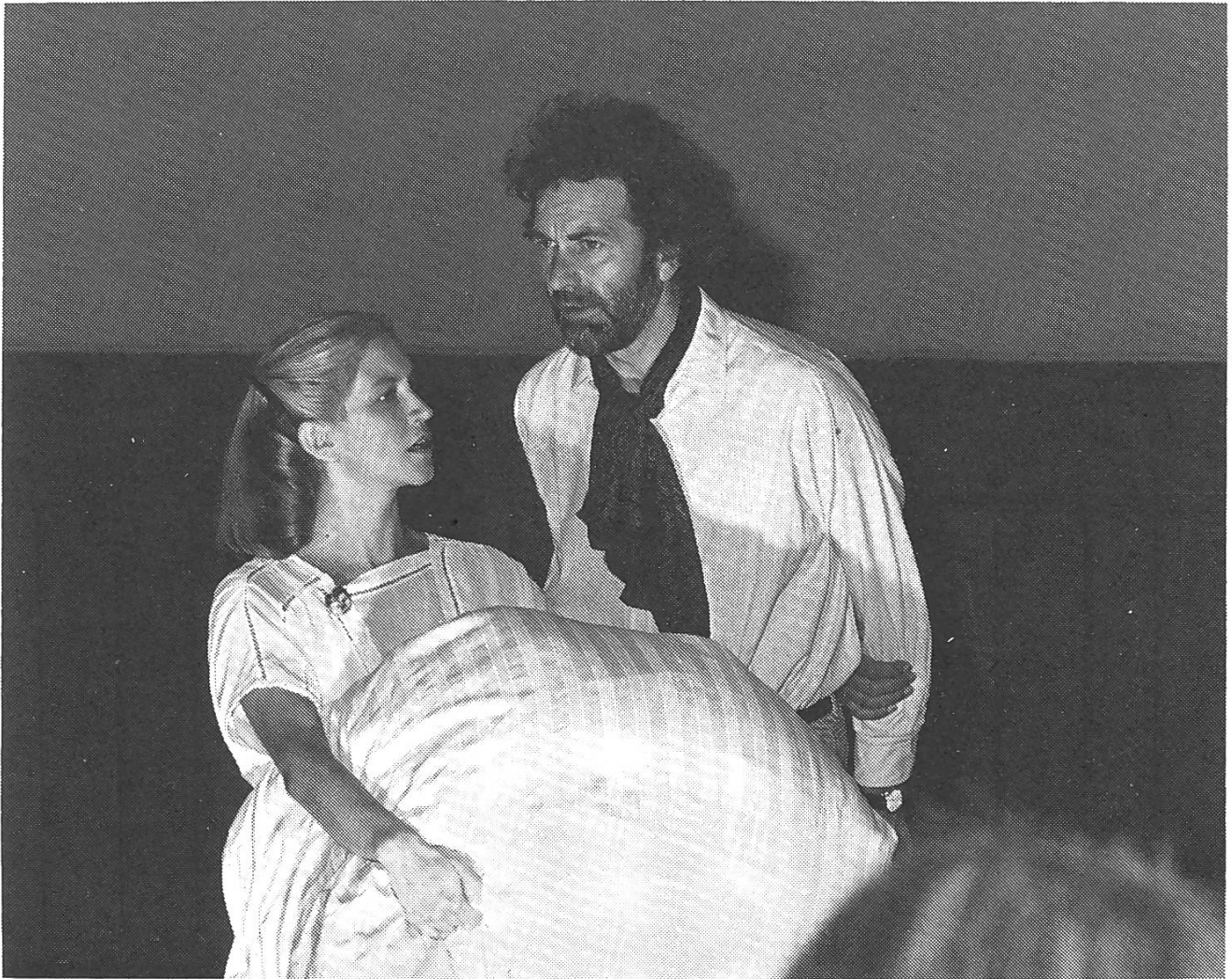
Es folgten sieben Monate Drehvorbereitungen, 282 Drehtage, ein Jahr Schnitt, ein halbes Jahr Fertigstellung. Mehr als viertausend Leute wirkten mit: 54 Mitarbeiter, 32 Schauspieler, 159 Laiendarsteller, 3863 Komparsen. Zehn Millionen Deutsche Mark «frass» das gigantische «Heimat»-Projekt auf, bezahlt vom Westdeutschen Rundfunk (WDR) und vom Sender Freies Berlin (SFB), der damit das teuerste Projekt seiner Geschichte unterstützt hat, der, hätte er von Anfang an gewusst, welche Dimensionen es annimmt, sich kaum darauf eingelassen hätte, und nur wegen der Hartnäckigkeit von Reitz bei der Stange blieb, der heute aber glücklich ist, dass das Ganze nicht nur glimpflich ablief, sondern zu einem derartigen Erfolg sich auswuchs. Es ist gegenwärtig alles, was das Deutsche Fernsehen/ARD überhaupt zu bieten hat. Zuvor aber wurde ihm schon internationale

Anerkennung zuteil: beim Europäischen Filmfestival in München und beim Filmfestival von Venedig, wo «Heimat» ausser Konkurrenz lief und den Preis der Internationalen Filmkritik erhielt (vgl. Venedig-Bericht und Interview in der letzten ZOOM-Nummer).

Übliches Stammpersonal

Die Lobeshymnen auf «Heimat» und Reitz sind inzwischen um die ganze Welt gegangen. Man darf ihre Kenntnis voraussetzen, sie sollen hier nicht repetiert werden. Nüchtern soll nach dem Besonderen von «Heimat» gefragt werden. Wo sind die eigentlichen Verdienste von Edgar Reitz?

Mehr als sechs Jahrzehnte umfasst diese fast 16stündige Dorf- und Familiengeschichte «Heimat». Die filmische Erinnerung beginnt mit dem Jahr 1919: Paul Simon (Michael Lesch) kehrt nach dem Ersten Weltkrieg aus der Gefangenschaft in



sein Schabbacher (fiktiver Ortsname) Elternhaus zurück. Die Eltern, Mutter Katharina (Gertrud Bredel) und Vater Matthias (Willi Burger†) freuen sich; Hof und Werkstatt brauchen die Arbeitskraft. Glücklicherweise scheint Paul nur zu sein, wenn er an seinem Radio (dem ersten in Schabbach) basteln kann, an seinem Radio, mit dem man die weite Welt in die enge Heimat holen kann. Ansonsten macht Paul einen (fern-)wehmütigen Eindruck. Er verliebt sich zwar in die als Zigeunermädchen verschrieene Apollonia (Marliese Assmann), heiraten aber tut er Maria (Marita Breuer), die Tochter des Bürgermeisters. Diese gebietet ihm zwei Söhne: Anton und Ernst. Aber eines Tages verschwindet Paul spurlos. Er sagt, er gehe ein Bier trinken – und kehrt nicht mehr heim. Das ist dann 1928.

Reduziert man diese erste Folge auf den Ort der Handlung und die dramatischen Personen, so wird der Stil der Familiensaga im üblichen Sinne sichtbar. Eine Fa-

milie, ihr Haus und ihr Dorf sind Ereignismittelpunkt. Stammort und -personal sind für sich genommen konventionell. Auch die Story ist nicht das Besondere! Wie der Bruder Pauls, Eduard (Rüdiger Weigang), der in Berlin seine Lungenkrankheit kurieren lässt, dort seine Frau Lucie (Karin Rasenack) in einem «anrührenden Etablissement» kennenlernt, könnte im Grunde genommen einem Groschenroman entnommen sein, ebenso wie es mit den beiden aufwärts geht, sie zu ihrer Villa, wenn auch auf Pump, kommen; das Weihnachtsfest (Folge 3) könnte zu Herzen gehender nicht sein. Emotionales Wohlbefinden breitet sich aus.

Im grossen und ganzen sind diese Leute von rechtem Schrot und Korn. Zwar ein bisschen eigen, aber rechtschaffen, und vor allem lebens- und überlebensfähig.

Im grossen und ganzen sind diese Leute von rechtem Schrot und Korn. Zwar ein bisschen eigen, aber rechtschaffen, und vor allem lebens- und überlebensfähig.

Sie sind die optimistische Antwort auf den Weltenlauf, indem sie versuchen, mit den Füßen auf dem Boden zu bleiben und doch obenauf zu schwimmen. Es geht aufwärts, oder man tut wenigstens so: Maria verliebt sich noch einmal, in den Strassenbauingenieur Otto (Jörg Hube); das uneheliche Kind Hermann geht aus dieser Liebe hervor. Der Schwager Robert (Arno Lang), der Mann von Pauls Schwester Pauline (Eva Maria Bayerwaltes), macht als Uhrenmacher und Juwelier gute Geschäfte. Andere machen bei den Nationalsozialisten Karriere usw. Es geht aufwärts in den Jahren 1935 bis 1939 (Folgen 3 bis 5). Es geht aufwärts bis zur Katastrophe 1943 und 1944 (Folgen 6/7). Und dann geht es bald wieder aufwärts. Jetzt sind die Söhne der Maria dran. Paul stattet seinem Heimatdorf als reichgewordener amerikanischer Industrieller einen Besuch ab; er hat die Spendierhose an (Folge 8). Hermann (Jörg Richter) verliebt sich in Klärchen (Gudrun Landgrebe); sprengt nach heftigem, aber unverständlichem Liebesleid die Fesseln hunsrückscher Enge (Folge 9), tritt mehr als zehn Jahre später wieder auf, jetzt als erfolgversprechender Komponist der Neuen Deutschen Musik, die in Schabbach aber nur der Dorftrottel Glasisch (Kurt Wagner) versteht. Erfolgreich sind die Söhne Marias: Anton als Fabrikant, Ernst als Händler, Hermann als Künstler. Wenn sie sich zum Schluss am Grabe Marias versammeln, 1982, ist alles allerdings nicht mehr so gut. Die Krise kommt, die Krise geht, oder wie es die Mutter Katharina 1947 in «Heimat» sagt: «Jedesmal warten wir darauf, dass es besser wird, das hört überhaupt nicht mehr auf mit dene neue Zeite.»

Unverkennbar ist die optimistische Aufbaugestimmtheit durch die ganze Familiensaga. Unverkennbar ist – die Freude an «Heimat» darf nicht blind machen – «Wir schaffen's schon»-Mentalität. Unverkennbar kommt «Heimat» bei jedermann an, weil aktuelle Sehnsüchte und Bedürfnisse angesprochen werden: Die Sehnsucht nach grossen Gefühlen (gegen die kalte Welt), den Wunsch nach überschaubaren befriedeten Räumen (gegen die unüberschaubare zerstrittene Welt), das Verlangen nach einer intakten

Umwelt (gegen die verschmutzte, verseuchte und sterbende Natur), das «Lechzen» nach unverfälschten zwischenmenschlichen Beziehungen und «Erlebnissen» (gegen die unpersönliche Welt, in der «Erlebnisse» nur zu «Ereignissen» verkommen).

Bis hierher ist «Heimat», mit all seinen positiven und negativen Seiten, konservativ, und entspricht in dieser Eigenschaft ganz den gegenwärtigen Zeitströmungen.

Besondere Wahrheit

Was aber ist denn so besonders an «Heimat»? Man muss zurückdenken an die schmalzigen populären Heimatfilme der sechziger Jahre, an die «Forellenhof»-Idylle und anderes, dann ist sofort offenkundig, dass «Heimat» etwas anderes ist. Das Besondere ist die Erzählart, der «subjektive» Blickwinkel, die distanzierende Perspektive der Chronik, die filmische Umsetzung, bestimmt durch epische Breite und durch detailverliebte Kamerablicke. All dies sorgt dafür, dass die kennzeichnende, von warmer Melancholie geprägte Gestimmtheit des Werks nicht in unverbindliche Rührseligkeit abgleitet. «Heimat» ist eine filmische Grätwanderung menschlicher Sehnsüchte. Dass sie nicht zum Unglück wird, ist das Grossartige.

Die konventionelle Story ist gepaart mit von den üblichen Hör- und Sehgewohnheiten abweichenden Gestaltungsprinzipien. Daher braucht die Serie ihre Anlaufzeit. Der Zuschauer muss sich in die Sprache einhören, in das sogenannte Hunsrücker Platt, er muss sich an die episodischen Sprünge der elliptischen Dramaturgie gewöhnen, er muss sich in die epischen Kamera-Verspieltheiten einsehen. Die Faszination wächst erst mit der Zeit. Reitz' Mammutopus verlangt den geduligen Zuschauer. Atmosphärisch lädt Reitz zum Verharren ein, und wenn sich der Zuschauer darauf eingestellt hat, macht er unvermittelt Sprünge, über Tage, Monate, Jahre.

Wer sich auf Erlebnisse einlässt, und diese am Thema Heimat festmacht, muss sich auf Gefühle einlassen. Nichts aber verfälscht sich so schnell wie Gefühle.

Dies musste Reitz mit seinem Kunstverstand in den Griff bekommen. Es gelingt ihm, weil er sie mit formalen Mitteln bricht. Keraschnitte, der ständige Wechsel von schwarzweissen und farbigen Sequenzen, die unverwechselbare Eigentümlichkeit der Sprache, die kontrastierenden Dialoge, die der allzu plumpen Einseitigkeit entzogene Darstellung; dies und anderes sind Stilmittel, die das Werk trotz aller sentimentalischen Wohligkeit und ästhetischen Verspieltheit in der «Schwebe» halten.

Gerade vor diesem Hintergrund muss auch das geglückte Zusammenspiel von Profidarstellern und Laienspielern gesehen werden. Verfälschende Glätte wurde vermieden. Die bäuerlich-mütterliche Gertrud Bredel, Gärtnerfrau und Laienspielerin, passt als Grossmutter Katharina neben die hochsensible Schauspielerin Marita Breuer als Maria. Jörg Richter, ein Laiendarsteller, als Hermann, passt neben Gudrun Landgrebe. Diese seien nur stellvertretend erwähnt. Grossartig sind sie fast alle. Die Profis mussten sich dem Originalen, den Laien, annähern, mussten sich dieses Aneignen. Darum ging es.

Denn Reitz hat einen Originalstoff verfilmt, und zwar im doppelten Sinne: Er griff auf tatsächliche Ereignisse (Geschichte) zurück und löste diese originär in Erlebnisse (Geschichten) von Menschen aus Fleisch und Blut auf. Theater- und filmsoziologisch ausgedrückt heisst das: Die Mimesis von heute (darstellerisch vergegenwärtigte Erinnerung) soll in ihrer Originalität (Erlebnissfähigkeit und -vielfalt) in den nachgestellten Interaktionen (Ereignissen) von gestern erhalten bleiben, denn der Schein, da Szenisches nie das eigentliche Sein sein kann, soll dem Anspruch der Unverfälschtheit standhalten. Das ist die Leistung von Edgar Reitz: Die künstlerisch zurückgeholten Erlebnisse sind insgesamt wahrhaftig! Damit ermöglichen sie auch einen unverfälschteren Umgang mit dem Thema Heimat, mit dem bekanntlich viel Schindluder getrieben wird. Sein eigentliches Ziel sei nämlich gewesen, so Reitz, wieder einen unverkrampfteren und ehrlicheren Umgang mit dem Begriff Heimat zu bekommen. Peter Kurath

Filmvorlesung an der ETH-Zürich

TCh. Im kommenden Wintersemester 1984/85 findet an der ETH-Zürich im Rahmen der Abteilung für Geistes- und Sozialwissenschaften wiederum eine Vorlesung zum Thema Film statt. Die filmhistorisch orientierte Veranstaltung mit dem Titel «*Nouvelle Vague – Umbrüche im Nachkriegskino*» wird von Viktor Sidler gehalten und behandelt den für unser Gegenwartskino so wichtigen Zeitraum zwischen 1956 und 1964, also jene europäischen Filme, die man mit Begriffen wie «*Nouvelle Vague*», «*Free Cinema*», «*Tauwetter-Film*», «*Polnische Schule*» oder «*Junger Deutscher Film*» zu klassifizieren versuchte. Es ist die Zeit der Forderungen nach der Beerdigung von «*Papas Kino*» und der Propagierung eines «*Neuen Films*». Die Vorlesung behandelt aber nicht nur diesen ungeheuer kreativen Zeitraum, sondern zeigt auch das Umfeld und die Vorbedingungen auf: das Kino der unmittelbaren Nachkriegszeit (italienischer Neorealismus und deutscher «*Trümmerfilm*») und der fünfziger Jahre. Parallel zur Lehrveranstaltung, die allgemein zugänglich ist, zeigt die *Filmstelle VSETH* ein Programm, das den Schwerpunkt auf den Zeitraum zwischen Ende der fünfziger und anfangs der sechziger Jahre legt und Regisseure umfasst, die heute zur Elite des europäischen Kinos zählen: Jean-Luc Godard, Alain Resnais, François Truffaut, Andrzej Wajda, Roman Polanski und viele andere. Eine weitere *Retrospektive* ist jenem Star gewidmet, der mit den «*Nouvelle Vague*»-Filmen Weltruhm erlangte: *Jeanne Moreau*. Die Veranstaltung «*Nouvelle Vague – Umbrüche im Nachkriegskino*» findet jeweils donnerstags um 17.15 – 19.00 Uhr im ETH-Hauptgebäude, Rämistr. 101, Auditorium F 7, statt und beginnt am 25. Oktober 1984. Nähere Angaben zur Vorlesung selbst und zum Begleitprogramm der Filmstelle VSETH sind erhältlich bei: Filmstelle VSETH, ETH-Zentrum, 8092 Zürich (bitte frankiertes und adressiertes Couvert beilegen).

**Eine Fundgrube
für den kulturhistorisch
interessierten Leser**



BEI STÄMPFLI GEDRUCKT 1799-1974

Eine vielfältige Auswahl aus Druckerzeugnissen der Firma in Wort und Bild

Zum 175jährigen Bestehen der Firma Stämpfli & Cie AG, Bern. Text und Auswahl:
Dr. Peter Sommer; graphische Gestaltung: Hans Hartmann. 154 Seiten, 66 Abbildungen,
wovon 10 farbig, laminiertes Pappband, Fr./DM 28.-.

*Dieses besondere, prächtig ausgestattete Geschenkbuch mit vielen Reminiszenzen und
Bildern aus der «guten alten Zeit» wird viele Erinnerungen wecken und allen Lesern
viel Freude bereiten.*

In jeder Buchhandlung erhältlich

Verlag Stämpfli & Cie AG, Bern
